

Siegfried Schröpf

*Fluchtpunkt
Spanische Allee*



Roman

Siegfried Schröpf
Fluchtpunkt Spanische Allee

Siegfried Schröpf

Fluchtpunkt Spanische Allee

Roman

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: Passagiere vor einer Lufthansa Junkers Ju 52 (1935).
© Foto: Deutsche Lufthansa AG / 1935 DLHD 3030-4-4

ISBN 978-3-86813-060-7

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

TEIL 1

INÉZ UND MATEO

BARCELONA 1938

1

Er spürte nur Schmerz, sonst nichts. Der ganze Körper, jeder Muskel, jede Faser, alles tat weh. Er fühlte sich wie ein konturloses und skelettloses Bündel, achtlos und ohne Schutz auf den kalten Boden in die Ecke geworfen. Es dauerte ein paar Minuten – oder waren es Stunden? –, bis er wieder einzelne Körperpartien fühlen konnte und mit dem Unterscheiden seiner Gliedmaßen konnte er auch wieder anfangen, zu denken. Trotzdem er am ganzen Leib elend zitterte, wusste er, dass er Glück gehabt hatte. Es waren keine Profis gewesen, fast noch Kinder. Einen von den dreien kannte er. Ungefähr vor einem Jahr hatte er sein Seminar „Numerische Mathematik für Physiker“ besucht. Hier in Barcelona an der Fakultät für Physik, von der er gestern Nacht nach einer Konferenz aufgebrochen war. Er war in Gedanken versunken und die dort geführte Diskussion hallte noch immer in seinem Kopf nach. Genauso wenig wie seine Kollegen wusste er, wie er mit der neuen politischen Situation umgehen sollte. Die Zweite Republik, in die so viel Hoffnung gesetzt worden war, war schon abgewirtschaftet, bevor sie richtig begonnen hatte, und seit vor über einem Jahr die Volksfront regierte, war das Land unruhiger als jemals zuvor. Aber diese faschistischen Nationalisten wären ein noch größeres Übel. Vor einem Jahr konnten sie hier in Barcelona noch abgewehrt werden, doch das damalige Blutbad hatte sich tief in die Erinnerung der Einwohner gebrannt.

Dieser nutzlose Krieg hatte sich damit endgültig auch auf Barcelona ausgedehnt.

Sie hatten ihn in der Straße kurz vor seiner Wohnung abgefangen. Er war zu überrascht, um sich zu wehren, und fand sich schnell in einem alten Lastwagen wieder. Sonderlich weit waren sie nicht gefahren. Vielleicht eine Dreiviertelstunde, vielleicht Richtung Berge, jedenfalls nicht am Meer entlang.

Vom Lastwagen waren es nur ein paar Minuten durch die sternenhelle Nacht, bis sie eine Hütte erreichten. Trotz der Dunkelheit konnte er sehen, dass sie recht verfallen war. Dort zündeten sie eine Kerze an, neben den Sternen das einzige Licht, und wollten wissen, wo Inéz ist.

„Warum bringt ihr mich erst hierher und fragt mich nicht gleich danach?“

Darauf antworteten sie nur mit der Wiederholung ihrer Frage:

„Wo ist Inéz Zaiz?“

„Woher soll ich das wissen?“, entgegnete er mit noch forscher Stimme.

„Sie war bei dir!“

„Wer sind Sie eigentlich und was wollen Sie?“

„Wir wollen nur wissen, wo Inéz ist“, antwortete sein ehemaliger Student, während dessen Kamerad ihm gleichzeitig, ohne dass er darauf vorbereitet war, mit der Faust in den Magen hieb.

„Warum wollen Sie das wissen?“, japste er kurzatmig.

Und so ging es weiter. Der ehemalige Student, an dessen Namen er sich nicht erinnern konnte, fragte und

die anderen beiden schlugen immer wieder auf ihn ein. Stundenlang, bis er glaubte, sein Körper wäre ein einziger Brei. Dann wollten sie wissen wo Jordi, Inéz' Mann, sich aufhielt. Das wusste er nicht und so konnte er auch nichts anderes antworten. Wegen der Fragen nach Jordi fiel es ihm leichter, Inéz nicht zu verraten. Inéz und die kurze, die viel zu kurze Umarmung, mit der sie sich vor zwei Tagen verabschiedet hatten. Allerdings wusste er nicht, wie lange er noch durchhalten würde. Er war froh, dass die drei keine sadistisch veranlagten Folterer waren. Scheinbar hatte der Student einfach zwei Schläger angeheuert. Sie schlugen, aber sie brachen ihm nicht gezielt die Finger, wie er das schon gehört hatte. Sein Unterleib wurde zwar genauso traktiert wie alles andere an ihm, allerdings gingen sie nicht zielstrebig auf seine Genitalien los. Seine Zähne müsste er auch noch alle haben. Er hatte wirklich Glück gehabt. Bis jetzt. Aber wie würde es weitergehen? Jeder zusätzliche Tag würde Inéz helfen, sich in Sicherheit zu bringen.

2

Ich bin in Merondín aufgewachsen, einem kleinen Dorf in den Bergen nördlich von Barcelona. Gerade mal ein gutes Dutzend Häuser in einer trockenen, kargen Gegend, die meistens nicht genug zum Essen für uns alle abwarf. Dafür gab es ausreichend Kinder, die zwar zum Arbeiten willkommen waren, denen aber oft das Essen

geneidet wurde. Die Häuser waren armselige Hütten mit meist nicht mehr als zwei Zimmern, eines für die Menschen und das andere für die Tiere. Immerhin hatten wir eine Schule, was nicht jedes Dorf dieser Größe von sich behaupten konnte. Es war ein Raum neben der Kirche und 1910, als ich gerade elf Jahre zählte, waren dreißig Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren in der Klasse. Die älteren kamen nur selten, meistens im Winter, wenn weniger Arbeit zu verrichten war. Unsere Lehrerin, Señora Xaviera, war eine – aus meiner damaligen Sicht – ältere Frau, die keinen Mann hatte und alleine in einem bescheidenen Häuschen mit einem kleinen Garten wohnte. Sie war groß und schlank. Uns behandelte sie streng, musste es wohl, aber sie wirkte auch ein wenig traurig. Oft beobachtete ich ihre großen, braunen Augen mit dem so melancholischen Glanz und immer wieder hatte ich den Eindruck, dass sie uns gar nicht anschaute, sondern dass ihr Blick ganz weit weg war. Vielleicht bis ins ferne, große Barcelona reichte. Als Lehrerin war sie ein fester Bestandteil des Dorfes, doch sie gehörte nicht richtig dazu, weil sie keine Familie hier hatte. Ich bewunderte sie heimlich, aber nie hätte ich das meinen Freunden gegenüber zugeben dürfen. Und ich genoss es, wie sie mir in der Schule meinen Kopf streichelte, wenn ich eine Antwort auf ihre Fragen wusste. So strengte ich mich immer mehr an und wurde ihr bester Schüler, was außer dem Pfarrer, der zweimal die Woche ins Dorf kam, niemanden interessierte. Er war es aber, der später meine Eltern überredete, mich in eine Priesterschule zu schicken.

Inéz spielte selten mit uns Kindern und musste nach der Schule und sonst auch immer sofort gehen und zu Hause arbeiten. Das mussten wir anderen eigentlich auch alle, aber trotzdem gab es immer wieder eine Stunde, in der wir Kinder etwas unternahmen. Im Frühjahr, wenn der kleine Bach Wasser führte, Forellen fangen oder mit dem Ball auf dem Dorfplatz so lange herumlaufen, bis wir von einem der Erwachsenen vertrieben wurden – wir sollten besser unsere Kraft zum Arbeiten nützen.

Ich hatte wenig mit Inéz zu tun, kannte sie kaum, doch es gab etwas Besonderes an ihr: Sie hatte ein Klavier! In dem kleinen Häuschen. Und ihre Tante, die auch dort wohnte, brachte ihr das Spielen bei. Woher die Tante das konnte, wusste ich damals nicht, und wie das Klavier nach Merondín gekommen war, war eine Quelle vieler Geschichten, sehr unterschiedlicher Geschichten, die oft nur eines gemeinsam hatten: Am Ende stand das Klavier im Haus von Inéz' Eltern, die sonst keine weiteren Kinder hatten. Auch das war ungewöhnlich in unserem Dorf. Alle anderen Familien hatten mindestens fünf, manche sogar zehn Kinder. Ich hatte drei Schwestern und ebenso viele Brüder, alle waren älter als ich und vielleicht war das der Grund, warum ich mehr und länger als die anderen in die Schule gehen durfte. Denn meine Geschwister waren größer und stärker als ich und waren als Mithilfe auf dem Feld und im Haushalt einfach besser geeignet.

3

Es vergingen über zwanzig Jahre bis ich Inéz 1937 zufällig in Barcelona wiederbegegnete.

Wir feierten in der Fakultät für Physik ein kleines Sommerfest. Mein Kollege, Professor Domenèche, und seine Frau brachten eine große schlanke Frau in meinem Alter mit und stellten sie mir als Pianistin vor, die seit einigen Wochen sogar im El Palau auftrat. Wir plauderten eine Weile nett über Belanglosigkeiten, bis sie leicht stutzte und fragte, ob ich Merondín kenne.

„Ja, ich bin dort geboren und aufgewachsen.“

„Ich auch!“, strahlte sie mich aus großen, braunen Augen an. „Dann sind Sie Mateo. Mateo Ramírez!“

„Und Sie sind Inéz Zaiz!“

Ich war freudig erregt und fühlte mich sofort um Jahre zurückversetzt. Wir redeten den ganzen Abend, längst zum Du übergegangen, erst über die alten Zeiten in Merondín, dann über ihre Karriere als Pianistin. Sie hatte eine lange Zeit in Argentinien gelebt und gespielt. Wir sprachen über meinen Weg vom Priesterseminar bis zum Professor für Mathematik. Die laue Sommernacht verging viel zu schnell und ich zehrte noch Tage von dieser unerwarteten Begegnung und den Erinnerungen an unsere gemeinsame Jugend. Danach haben wir uns wieder aus den Augen verloren, obwohl ich ein paar Wochen später sogar ein Konzert von ihr besuchte. Andere Dinge waren wichtiger. Die politische Situation beeinflusste zunehmend unser Leben und langsam verdüsterte der

Schatten des Bürgerkriegs das Leben im stolzen Barcelona. Die Fröhlichkeit, die heiteren Stimmen, das ungeduldige Hupen der Autos, all die gewohnten und vielleicht auch manchmal lästigen Geräusche, die mir ein warmes Gefühl von Heimat vermittelten, schienen zu verstummen. Immer seltener hörte man nachts eine Gruppe Studenten weinselig und lauthals diskutierend durch die Straßen spazieren. Stattdessen vernahm ich manchmal ein düsteres Tock-Tock von einsamen und ängstlichen Schritten, die sich um Lautlosigkeit bemühten, während sie Schutz an den dunklen Hauswänden suchten. In der Fakultät hielt Misstrauen Einzug, es war nicht klar, wer zu wem gehörte. Fast alle waren wir anfangs begeistert gewesen von der Zweiten Republik und genauso waren wir alle nach kurzer Zeit von ihr enttäuscht. Die euphorische Stimmung, die 1934 geherrscht hatte, als wir Katalonier unsere Unabhängigkeit von Madrid proklamierten, war längst vorüber. Und spätestens seit dem fürchterlichen Luftangriff auf Guernica im letzten Jahr war allen von uns klar geworden, wie erbarmungslos um die Macht gekämpft wurde. Ohne Rücksicht auf die Bevölkerung. Politische Diskussionen wurden längst nicht mehr offen geführt, im Grunde wurde gar nicht mehr diskutiert, sondern eher unter vier Augen geflüstert. So wie mir manchmal Carmen, meine Assistentin, den Blick schnell nach rechts und links wendend, mit leiser und verschwörerischer Stimme zuraunte: „Der ist bei den Falangisten!“

4

So war ich völlig überrascht, als Inéz mich im Oktober 1938 in der Fakultät anrief. Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, wer am Apparat war. Wegen eines Rauschens in der Leitung konnte ich ihre Stimme nicht zuordnen.

„Kann ich zu dir kommen?“

„Ja, warum? Was ist denn los?“ Ich war ziemlich verdattert und mir war nicht klar, was sie wollte.

„Kann ich jetzt gleich kommen?“, drängelte sie mit gehetzter Stimme.

„Warum nicht? Komm einfach her. Ich bin im Büro.“

„Nein, zu dir in die Wohnung!“ Irgendetwas stimmte nicht. Ihre Stimme. Ihre Selbsteinladung.

„Wann?“

„Sofort!“

„Aber ...“ Ich spürte, dass mein Einwand, ich hätte gleich ein Seminar, belanglos war im Vergleich zur Dringlichkeit ihres Wunsches und fragte nach einer kurzen Pause: „Weißt du, wo ...?“ Sie unterbrach mich schnell: „Ich weiß, wo du wohnst, und bin in einer halben Stunde dort!“ Dann hörte ich nichts mehr, auch das Rauschen in der Leitung war verschwunden. Ich bat Carmen, die glücklicherweise noch in der Fakultät war, mich zu vertreten, vertröstete ihren fragenden Blick auf später und eilte in meine große Wohnung in der Ronda de Sant Pau, die in der Nähe der Ramblas in Richtung Hafen lag. In das große, sechsstöckige Haus, das um die Jahr-

hundertwende gebaut wurde, war ich vor fünf Jahren mit meiner Frau Teresa eingezogen. Eine helle Wohnung mit vier Zimmern im dritten Stock und Blick auf die Straße. Die gesellschaftlichen Umwälzungen und die damit verbundene Orientierungslosigkeit hatten kurz darauf auch meine Ehe erfasst. Seitdem mich Teresa schließlich letztes Jahr im Frühjahr verlassen hatte, ist mir die Wohnung viel zu groß geworden.

Nur wenig später, als ich verschwitzt zu Hause ankam, fragte die Hausmeisterin mit leicht misstrauischem Ton: „So früh schon, Señor Ramírez?“ Ich traute ihr nicht über den Weg, unterstellte ihr eine Zuneigung zu Franco, dem kleinen General, der ganz groß rauskommen wollte.

Kaum hatte ich mir ein frisches Hemd angezogen, klingelte es. Obwohl ich mit steigender Nervosität darauf gewartet hatte, erschrak ich nun furchtbar und ängstigte mich, die Tür zu öffnen.

Da stand sie, schmal, in ihrem hellen Trenchcoat, die Haare unter einem Kopftuch verborgen, die großen, braunen Augen mit unstemem Blick ängstlich an mir vorbeispähend. Ich stand fast bewegungslos und wusste nicht, was tun, denn ich glaubte, meine frühere Lehrerin Señora Xaviera vor mir zu sehen.

Mein Erstaunen erschreckte Inéz und sie fragte mit leiser Stimme: „Was ist denn los?“, und nach einer kurzen Pause wurde sie eindringlicher. „Willst du mich nicht reinlassen?“ Mit meiner kurzen Antwort „Natürlich.“ kam wieder Leben in mich zurück. Ich nahm ihr kleines Köfferchen und ging voraus in die Wohnung, ohne

überhaupt zu wissen wohin, stand dann in der Diele, den Koffer in der Hand, mir gegenüber die zerbrechlich wirkende Inéz, die auch im Gesicht schmal geworden war und deren Augen von dunklen Ringen umrandet waren. Inéz sagte ebenso nichts und aus Verlegenheit fragte ich: „Willst du einen Kaffee?“

Sie ignorierte die Frage: „Kann ich bleiben?“

5

Als Mateo wieder aufwachte, fühlte sich sein Mund pelzig und geschwollen an und er hätte gerne etwas getrunken. Er zitterte vor Kälte, die der nackte Boden ausstrahlte. Er wollte sich bewegen, doch die Fesseln an Händen und Füßen hinderten ihn am Aufstehen. Auch wenn er sich vor den Entführern fürchtete, hoffte er, dass sie bald wiederkommen würden, weil er nur so eine Chance sah, irgendwie aus seiner misslichen Lage befreit zu werden. Er rechnete, wie lange Inéz noch brauchen würde, um außer Landes zu kommen. Allzu lange müsste er die Schläger nicht mehr hinhalten, dann dürfte nichts mehr passieren und er könnte das Versteck in Barcelona verraten. So war es vereinbart, doch er scheute davor zurück. Bei der Vorstellung, dass die Schläger den Verbleib von Inéz aus der alten Frau herausprügeln könnten, schauderte ihn. Er konnte tun, was er wollte, er würde immer andere in Gefahr bringen, weil die Schläger von Francos Gnaden nicht lockerlassen würden. Alles, was seine Anhänger

fürchteten, wollten sie beseitigen. Und sie hatten Angst vor allem, was fremd, kritisch und nicht konservativ war. Sie verabscheuten alles, was Bewegung, Veränderung, ganz einfach Leben brachte. Wenn er gar nichts sagte, würden sie ihn weiter schlagen und irgendwann würden sie einen seiner Freunde holen und so versuchen, mehr herauszufinden. Sein ehemaliger Student käme vielleicht auf die Idee, es mit Carmen zu probieren. Um das zu verhindern, blieb ihm nichts anderes übrig, als nach dem Plan der alten Dame, so wie vor einigen Tagen in ihrem kleinen Zimmerchen besprochen, zu handeln. Komisch, dass sie ihn nicht nach Señora Xaviera fragten. Viel schienen sie ja nicht zu wissen, schon gar nicht, welches Geheimnis Inéz mit Señora Xaviera verband. Er kam zu dem Schluss, dass es jetzt an der Zeit wäre, etwas mehr zu erzählen und sich weniger verstockt zu zeigen, sich kooperativer zu geben und sie auf die besprochene Spur zu bringen, die nur die alte Dame gefährden, und Inéz die notwendige Zeit bringen würde. Er war wieder kurz eingeschlafen, als die Tür mit einem lauten Schlag aufgestoßen wurde, sodass ihn die gleißende Helligkeit des Tages schmerzhaft blendete. Zwischen den beiden Schlägern standen der Student und ein knapp dreißigjähriger Mann, dem man sofort ansah, dass er hier der Chef war. Er sagte mit nicht zu lauter Stimme: „Ich glaube, jetzt wird’s Zeit, dass wir uns endlich mal richtig unterhalten. Entweder Sie reden oder wir machen Ernst! Haben Sie mich verstanden?“

6

Ich zeigte Inéz das Zimmer von Teresa. An der Tür blieb ich stehen und sah ihr nach, wie sie in der Mitte des Raums verharrte, es kaum wagte, sich umzusehen. Wie schon bei ihrem überraschenden Anruf, wusste ich nicht, was ich tun oder sagen sollte. So standen wir uns mit hängenden Armen und einigem Abstand gegenüber, bis uns ein Hupen auf der Straße aus unserer regungslosen Verlegenheit riss. Gleichzeitig redeten wir los, sodass sich mein „Warum?“ mit ihrem „Wo ist sie?“ kreuzte. „Wer?“, fragte ich, obwohl ich wusste, dass sie nur Teresa meinen konnte. Sie antwortete nicht und fragte stattdessen: „Kann ich hierbleiben?“ Ich wusste immer noch nicht, wie mir geschah, hatte aber nichts dagegen, sie in der Wohnung zu beherbergen, auch wenn dieses Wiedersehen so steif und verkrampt war. Wir brachten es nicht einmal fertig, uns zur Begrüßung zu umarmen. Und doch entstand in dieser starren Stille, in der gemeinsamen Scheu, den anderen nach seiner Geschichte zu fragen, eine Art Vertrautheit, die Inéz zuerst nutzte, indem sie mit einer um Forschung bemühten Stimme fragte: „Was ist denn jetzt mit dem Kaffee?“

Beim untätigen Warten neben dem Herd, bis der Kaffee heiß durch die Maschine gepresst wurde, während Inéz am Fenster stand, fragte ich mich, warum ich damals auf dem Sommerfest nicht diese frappierende Ähnlichkeit mit Señora Xaviera gesehen hatte. Das kann doch unmöglich nur an der Dunkelheit gelegen haben. Sie trug

an jenem Abend ihr Haar, das heute wie bei Señora Xaviera in der Mitte streng gescheitelt und zu einem Pferdeschwanz gekämmt war, offen. Auch ihr Gesicht war verändert, ich fragte sie: „Hattest du nicht eine Brille?“ Worauf sie nur mit den Schultern zuckte und verloren vor sich hin flüsterte: „Früher ...“

Ich war mir nicht sicher, ob ich mich nach so langer Zeit überhaupt an ein Gesicht richtig erinnern konnte, und kam zu dem Schluss, dass das Gesicht, für sich genommen, vielleicht gar keine so große Ähnlichkeit mit dem meiner ehemaligen Lehrerin hatte, weshalb mir auf dem Sommerfest nichts aufgefallen war. Es dauerte damals sowieso eine Weile, bis wir uns an unsere gemeinsame Vergangenheit in Merondín erinnerten. Es war ihre Haltung, die schmale, große Statur, sie war fast so groß wie ich. Auch hier fragte ich mich, während die Kaffeemaschine zu zischen begann, ob ich mich an die Größe von Señora Xaviera richtig erinnern konnte, schließlich war ich seinerzeit in Merondín erheblich kleiner gewesen. Ich schaltete das Gas aus, nahm die Kanne vom Herd, und während ich damit zum Tisch ging, lächelte sie mir kurz zu. Da wusste ich, es waren ihre Augen, ihr Blick, der sich im Unendlichen zu verlieren schien und doch, ein kleiner Glücksmoment, auch mich irgendwo am Horizont wahrnahm, mich dabei anlächelte – und mir wie einst in der Schule über das Haar strich. Ich wünschte mir, dass Inéz das jetzt auch tun würde, und spürte nach so langer Zeit den wohligen Schauer, den die Berührung damals in mir ausgelöst hatte.

Ich schenkte den Kaffee ein und fand über die alltäglichen Verrichtungen wieder in die Gegenwart zurück. Die Geräusche der Straße drangen beruhigend in das Zimmer, wir setzten uns an den schmalen Küchentisch, rührten in unseren kleinen Kaffeetassen und schauten uns jetzt für einen Moment richtig in die Augen. Ich legte meinen Löffel weg, nahm ihre linke Hand zwischen meine Hände und erschrak, wie kalt sie war. Noch immer traute ich mich nicht zu fragen, was denn passiert sei, obwohl ich es mir denken konnte. Hatten wir Katalanen nicht alle die Falangisten zu fürchten?

„Ich bin heute Mittag aus Valencia gekommen. Kann ich länger hier bleiben?“ Sie löste ihre Hand aus meiner wärmenden kleinen Umarmung und wartete nicht auf eine Antwort. „Es ist auch für dich gefährlich, wenn ich bleibe. Sie sind hinter mir her.“

Ich nickte nur, denn was auch immer der Grund für die Flucht und die Gefahr sein sollte, ich genoss ihre Nähe und es wäre unvorstellbar gewesen, sie wieder fortzuschicken. „Ich habe, wie du siehst, genug Platz. Hier bist du sicher, auch wenn ich unserer Hausmeisterin nicht traue. Sie ging aber zum Einkaufen, als ich nach Hause kam, und hat dich nicht gesehen.“

7

In der Nacht schlief ich sehr schlecht. Die Nähe zu Inéz, nur durch eine Wand getrennt, hatte mich in eigenartiger

Weise erfasst. Da war eine Beunruhigung in mir, nicht so sehr, weil ich Angst vor den Falangisten hatte, an deren zunehmende Präsenz in den letzten Monaten war ich schon fast gewöhnt, sondern weil ich mir das Leid ausmalte, das Inéz in der letzten Zeit ertragen hatte und vor dem sie geflohen war. Gleichzeitig roch ich in Gedanken die würzige, heiÙe Luft, die durch das offene Fenster in unser Klassenzimmer von Merondín wehte. Ich spürte die Hand von Señora Xaviera, die meinen Kopf streichelte, und meine damalige Erregung, die meine untere Bauchgegend in einen warmen Aufruhr versetzt hatte und sie anschwellen ließ. Meine Scham über diese körperliche Absonderlichkeit, die ich das erste Mal spürte und das gleichzeitige Gefühl, dass es so bleiben sollte, dass diese kribbelnde Spannung anhalten sollte, auch wenn ich fürchtete, dass die ganze Klasse auf meine Hose starren würde. Nur kurz traute ich mich in jener Stunde, vom Boden aufzusehen und bemerkte ein kleines Lächeln, das über die Lippen von Señora Xaviera tanzte, während ihr Blick aus dem Fenster in die Ferne gerichtet war. Diese Erregung von einst erfasste mich allein in meinem Bett, nur konnte ich sie nicht wie damals, still vor Señora Xaviera stehend, genießen. Stattdessen wälzte ich mich unruhig im Bett, geplagt von der Erinnerung an diesen, mir unendlich lang scheinenden Moment, der für den Rest meiner Klasse wohl nicht länger als ein kurzer Augenblick war, und fand keinen Ausweg aus der mich mehr und mehr peinigenden Erregung.

Am nächsten Morgen saÙ Inéz schon an dem kleinen Tisch und hatte ein Buch in der Hand. Ich fragte, ob sie

Kaffee wolle. Sie nickte nur kurz und stellte mit ruhiger Stimme fest: „Ich glaube, wenn ich bleibe, dann darf es nicht heimlich sein.“ Und fragte gleich noch: „Übernachtet hier öfter eine Frau?“ Darauf zuckte ich nur die Schultern und sie redete weiter: „Dann bin ich einfach deine neue Geliebte. Ich meine natürlich nur für die Leute.“ Auch wenn das Viertel hier relativ liberal war, so war ich mir nicht sicher, ob dieser Zustand vielleicht nicht doch zu viel Gesprächsstoff bieten würde, aber sie hatte recht, es gab kaum eine bessere Möglichkeit. Und so hatte ich eine offizielle Geliebte, obwohl ich die letzte Nacht bei Señora Xaviera verbracht hatte.

Wie sollte ich das nur Carmen erklären?

8

Als ich am späten Nachmittag von der Fakultät heimkam, freute ich mich, dass ich nicht in eine einsame Wohnung zurückkehren würde. Schon beim Aufschließen der Wohnungstür spürte ich ihre Anwesenheit. Aus der Küche duftete es nach Kaffee und ich folgte dem verführerischen Geruch.

Doch dann erschrak ich, denn ich hätte sie auf den ersten Blick nicht wiedererkannt, wenn ich nicht genau gewusst hätte, dass diese Frau am Tisch Inéz sein musste. Obwohl sie mit den kurzen Haaren und der Brille sehr gut aussah, bedauerte ich ihre Verwandlung, denn mit ihr war auch Señora Xaviera verschwunden.

Inéz lächelte, genoss sichtlich meine Überraschung und sagte zur Begrüßung: „Na, dann kann ich wohl erstmal eine Weile sicher sein!“

Beim Kaffeetrinken dachten wir uns ihre Geschichte aus. Nélia Solera Sánchez, geboren in Mataró um die Jahrhundertwende. Ich hatte allerdings keine Ahnung, wo man einen Pass herbekommen könnte. Doch Inéz, Nélia, hatte eine Adresse in der Calle de Montjuïc, eine Buchhandlung. Sie traute sich allerdings nicht, selbst hinzugehen. Den Buchhändler solle man nach einem Buch von Francisco Ferrer fragen. Wenn der Buchhändler antwortete: „Den haben wir seit über zwanzig Jahren nicht mehr im Programm!“, musste man fragen: „Haben Sie etwas anderes über moderne Schulen?“ Und nur wenn der Buchhändler erwiderte: „Lediglich eine kleine Schrift, damit La Escuela Moderna in Erinnerung bleibt“, würde man eine Möglichkeit haben, bei ihm einen Pass zu beantragen. Dann dürfe man aber auf keinen Fall darauf bestehen, dass man das Büchlein sehen könne, denn dann zöge der Buchhändler einen schmalen Band über Schulpädagogik aus den frühen Zwanzigerjahren hervor und würde sich weiterhin sehr geschäftsmäßig und unverbindlich verhalten, zum Beispiel fragen: „Kann ich sonst noch irgendwie behilflich sein?“ Jede Chance auf einen Pass wäre damit vertan. Vielmehr müsse man auf die Feststellung des Buchhändlers ganz genau antworten: „La Escuela Moderna queda inocente!“ Dann würde der Buchhändler antworten: „Y tú?“, worauf man wiederum antworten müsse: „Como mis hermanos en 1909.“

Noch am gleichen Abend ging ich zu der angegebenen Adresse, es war schon dunkel geworden und ich brauchte mit der Straßenbahn, die in Richtung Montjuïc fuhr, eine gute halbe Stunde, bis ich den alten Laden erreichte. Ein grauer, gebückter Mann, etwa Mitte sechzig, saß im hinteren Teil des über und über mit Büchern angefüllten Verkaufsraums, vor sich einen Stapel alter Bücher und eine Inventurliste. „Tienes un libro de Francisco Ferrer?“ Fast unmerklich zuckten die Augen des Buchhändlers und er antwortete, wie mir Inéz vorhergesagt hatte. Ich hielt mich an das Drehbuch, bis er mich fragte: „Como se llama tu hermano y tienes una foto?“ Ich reichte ihm einen Briefumschlag, in den Inéz das Foto zusammen mit dem Geld gesteckt hatte: „Es una hermana, Nélia Solera Sánchez, – geboren am 23. September 1901 in Mataró.“

Er antwortete: „Gott schütze alle unschuldigen Katalanen“, und fügte auf mein Nicken hinzu: „Sehen wir uns in zwei Tagen wieder?“

9

Als ich die Wohnung aufsperrte, lauschte ich sorgenvoll: alles dunkel, alles still. Inéz ist weg! Meine schlimmsten Befürchtungen schienen sich zu bewahrheiten. Ich schaltete das Licht ein und hastete zu ihrem Zimmer: leer! Dann sah ich sie in der Küche sitzen. Sie schien mich überhaupt nicht wahrzunehmen, und soweit ich das im Halbdunkel sehen konnte, stierte sie einfach aus dem

Fenster. Sie wendete auch nicht den Kopf, als ich mich zögerlich näherte. Eine einsame Träne zeichnete eine feuchte Spur auf ihrer rechten Wange. Ich nahm ihren Kopf in meine Hände und drückte ihn an meinen Bauch. Sie ließ es widerstandslos geschehen und so schauten wir beide in die Dunkelheit der Nacht und wussten wieder nichts zu sagen. Stille hüllte uns ein, von der Straße drangen nur wenige Geräusche bis zu uns, bis ich wieder den Schritt eines Fußgängers hörte, ein alter, einsamer, schlurfender Gang, der bald wieder verhallt war. Wo war sie hin, die Fröhlichkeit dieser stolzen Stadt? Wo hat sich die lebendige Quirligkeit seiner Bewohner versteckt? Versinkt alles Leben in regloser Angst? Wohin ist die Energie all seiner Bewohner verschwunden? Im Kampf gegen die eigenen Brüder?

Bevor mich die Hoffnungslosigkeit dieses Abends vollständig übermannen konnte, fragte ich, wie mittlerweile üblich: „Willst du einen Kaffee?“ Sie nickte und löste sich aus meiner steifen Umarmung. Ich schaltete das Licht ein und setzte Kaffee auf. „Oder willst du lieber Wein?“ Sie blieb beim Kaffee, doch ich machte eine Flasche Roten auf. So saßen wir wieder an dem kleinen Tisch, sie rührte in ihrer Kaffeetasse, ich hielt mich an meinem Weinglas fest. Und obwohl die Frage schwer im Raum lastete, konnte ich nicht fragen. Ich konnte einfach nicht fragen, was genau passiert war. Sie zwang sich zu einem höflichen: „Hat alles geklappt?“

„Ja, übermorgen werde ich den Pass abholen. Der Tipp von deinen Freunden war gut, ich traue dem Buchhändler.“

Die nächsten Tage verliefen ähnlich. Ich war froh, tagsüber in der Fakultät zu sein und damit dem lastenden Schweigen zu entkommen, und doch zog es mich abends wieder in die Wohnung. Ich wollte bei ihr sein, ihr nahe sein. Ihre Hände in die meinen nehmen, wenn sie so verloren am Tisch saß und ich den Eindruck hatte, dass sie wartete. Wartete, dass ich käme, um ihre kalten Hände zu wärmen. Doch sie blieb stumm, redete nur das Nötigste. Und ihr Körper schien starr zu bleiben. Außer den Händen, die sie mir ohne Widerstand überließ, aber nicht von selbst in die meinen legte, spürte ich keine Regung, kein Zeichen, ob ihr die Nähe gefiel oder ob ihr meine Gegenwart unangenehm war. Und trotz allem mochte ich diese stillen Momente nicht missen, auch wenn sie manchmal unerträglich schienen.

Tagsüber in der Fakultät überlegte ich, wann ich mit Carmen reden könnte. Ich musste es ihr unbedingt erzählen und doch spürte ich eine Scheu davor. Ich hatte mit Inéz einfach nur einen Gast, der irgendwie in Not war, aufgenommen. Das sollte doch nichts Anstößiges sein, nichts, was gegenüber Carmen zu verheimlichen wäre. Carmen besaß einen Schlüssel, allerdings hatte sie den bisher nie überraschend benutzt, sie meldete ihr Kommen stets an. Warum habe ich nur ein schlechtes Gewissen? Zwischen Inéz und mir ist doch nichts passiert ...

Es ergab sich bis zu dem Abend, an dem ich wieder zu dem Buchhändler aufbrach, keine Gelegenheit, mit Carmen zu sprechen.

10

Mit dem Pass in der Hand hellte sich Inéz' Stimmung auf: „Wollen wir heute Abend ausgehen?“ Ich war sehr erleichtert und schlug eine kleine Cervecería um die Ecke vor. Obwohl es mir sehr angenehm war, mich mit dieser so schönen Frau in der Öffentlichkeit zu zeigen, konnte ich mein mulmiges Gefühl gegenüber Carmen nicht ablegen. Was sollte ich ihr sagen? Doch was gäbe es zu berichten, außer der Tatsache, dass ich Inéz vor den Häschern Francos Schutz bot? Carmen wäre natürlich auf unserer Seite. Aber ich fürchtete auch, dass Carmen spüren würde, was nicht stattgefunden hatte: die heftige Umarmung, nach der sich mein Körper so intensiv sehnte. Davon konnte ich Carmen ja unmöglich erzählen. Einfacher wäre es gewesen, wenn in der unruhigen, einsamen ersten Nacht, als mich die scheinbaren Berührungen von Señora Xaviera noch heftiger erregten als damals das erste Mal in der Klasse ... wenn damals unsere Körper zueinandergefunden hätten.

Doch dazu war es nicht gekommen. Und meine Vorstellung rankte sich auch mehr um Señora Xaviera als um Inéz. Ich wollte nicht zulassen, dass ich Inéz begehrte. Allzu verletzt kam sie mir vor. Sie brauchte Schutz. Sie

brauchte Hilfe und da erschien mir mein Verlangen, ihr auch körperlich nahe zu sein, fast unanständig.

Was sollte ich also Carmen erzählen?

Wir gingen durch eine laue Nacht zur Cervecería. Die Sterne leuchteten wieder, das graue Wolkenband, das die vergangenen Tage so schwer über Barcelona lastete, war verschwunden. Die Luft roch frisch nach Meer und meine düsteren Gedanken machten langsam einer beschwingten Heiterkeit Platz. Inéz hatte einen Pass. Inéz ging es gut. Inéz war in Sicherheit.

In der Cervecería erzählte ich aus meinem bescheidenen Leben in der Fakultät. Sie erzählte mir von ihrem Leben in Buenos Aires, einer Stadt, die größer und reicher war als Barcelona. Die Hauptstadt eines Landes, unendlich weitläufiger als Spanien. Ein Land, in dem die Menschen nicht so eng aufeinander leben mussten, dass sie sich wie hier gegenseitig ausrotten wollten.

„Warum bist du zurückgekommen?“, fragte ich.

„Ich hatte einen Brief bekommen von meiner Mutter, das war vor knapp zwei Jahren. Ihr gehe es nicht gut und sie fürchte den nahen Tod und da wollte sie, dass wir uns noch einmal wiedersehen.“

Ich verstand nicht so recht. Zwei Jahre? Meine Mutter schrieb mir ab und zu Briefe aus Merondín, hielt mich damit so in etwa auf dem Laufenden. Außerdem fuhr ich bisweilen zu ihr hin. Und ich war mir sicher, dass das alte Haus der Familie Zaiz mittlerweile von einer anderen Familie bewohnt wurde. Es musste etwa fünf Jahre her gewesen sein, dass in kurzen Abständen zuerst die alte Se-

ñora Zaiz und dann ihr Mann gestorben waren. Die Tante folgte beiden im darauffolgenden Winter, der außergewöhnlich kalt gewesen war. Ich hatte dem traurigen Dorfklatsch damals nicht allzu viel Beachtung geschenkt, hatte die Familie kaum gekannt. Trotzdem konnte ich mich, als sie von ihrer Mutter erzählte, die doch längst unter der trockenen Erde von Merondín lag, genau daran erinnern, dass mir meine Mutter davon geschrieben hatte. Und zwar deswegen, weil das ganze Dorf nicht wusste, wohin mit dem Klavier, das in dem kleinen Häuschen der Zaiz' stand. Es wurde schließlich in das Schulzimmer verfrachtet. Doch gab es niemanden, der ihm eine Melodie entlocken konnte.

Und so entgegnete ich: „Aber deine Mutter, Señora Zaiz, ist doch bereits vor einigen Jahren gestorben.“

„Das stimmt. Und auch das ist ein Grund, warum ich Argentinien wieder verlassen hatte. Von ihrem Tod erfuhr ich erst in dem Brief meiner Mutter.“

Ich verstand gar nichts und sagte es auch.

„Señora Zaiz war nicht meine Mutter, obwohl sie für mich in unserer kargen Kindheit die beste aller Mütter war. Sie hat sich immer um mich gekümmert, mir Liebe geschenkt und mich behütet. Später hat sie mich losgelassen und ich bin nach Argentinien mit dem Gefühl, dass mich auf Ewigkeit ein starkes Band zu meiner Heimat und meiner Familie verbinden würde.“

Jetzt war ich mehr als erstaunt: „Wie? Und wer ...“ Aber während ich zur Frage ansetzte, wusste ich es bereits.